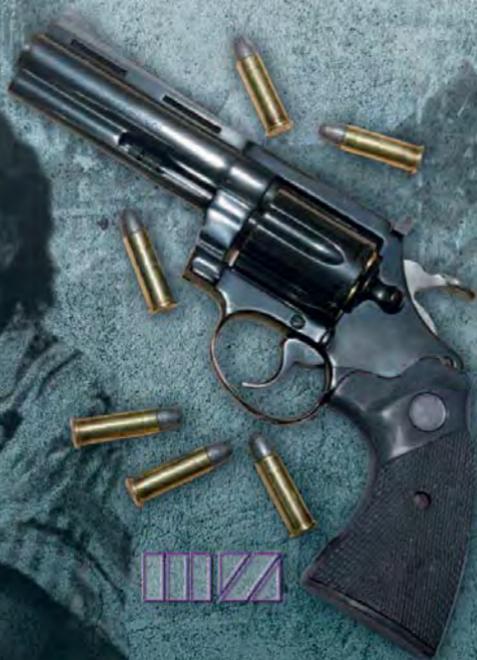


Rolf Peter Sloet

DROGEN- HOCHBURG OBERPFALZ

Erinnerungen
eines Regensburger
Drogenfahnders



Rolf Peter Sloet

Drogenhochburg Oberpfalz

Erinnerungen eines Regensburger Drogenfahnders

Rolf Peter Sloet

DROGEN- HOCHBURG OBERPFALZ

Erinnerungen eines Regensburger Drogenfahnders


BUCHVERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86646-367-7

Cover:

Pistole: Roy-Miller, 123RF

Hintergrund: Rafał-Rynkiewicz, 123RF

Innenteil:

Alle Fotos: Hans Reisky

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-86646-367-7

Alle Rechte vorbehalten!

© 2018 MZ-Buchverlag in der

Battenberg Gietl Verlag GmbH, Regenstein

www.battenberg-gietl.de



Den Erinnerungen liegen tatsächliche Kriminalfälle zugrunde. Ich habe sie nach langen, intensiven Gesprächen mit dem ehemaligen Kriminalhauptmeister und Drogenfahnder Hans Reisky niedergeschrieben. Das Buch wurde in der vorliegenden Fassung von Herrn Reisky autorisiert.

Um die Opfer, ihre Familienangehörigen und andere Personen zu schützen, werden in der Regel nicht die realen Namen verwendet.

Die tatsächlichen Orte, an denen Verbrechen stattgefunden haben sowie Ereignisse, die mit diesen Verbrechen in Zusammenhang stehen, werden nur dann genannt, wenn keine Rückschlüsse auf Täter und andere Personen möglich sind.

Manche Ereignisse und Vorgänge unterliegen auch heute noch der Geheimhaltungspflicht. In diesen Fällen habe ich Details, die Namen von Personen und Orten verändert. Das gilt insbesondere, wenn die Identitäten von ehemaligen oder aktiven verdeckten Ermittlern und V-Leuten zu schützen sind.

Bei Veränderungen gilt: Mögliche Ähnlichkeiten mit lebenden Personen und realen Orten sind rein zufällig.



Vorwort des Autors

Nach der Rückkehr aus dem Urlaub fand ich auf der Sprachbox einen Anruf vor. Ein Herr Reisky („Wie der ehemalige österreichische Bundeskanzler, aber ohne K.“) bat um einen Rückruf. Er habe bis zu seiner Pensionierung als verdeckter Drogenfahnder bei der Kriminalpolizei in Regensburg gearbeitet und könne über viele interessante und spannende Fälle berichten. Vor Kurzem habe er in der Zeitung von mir gelesen (ein Artikel über mein Buch „Im Schatten des Doms“) und er wolle mich fragen, ob ich seine *Erinnerungen* schreiben könne.

Das klang interessant. Ich rief ihn an und wir beschlossen, uns zu treffen. Das Nebenzimmer in einem typischen bayerischen Gasthaus hier in meinem Wohnort bot sich für das Treffen an.

Hans Reisky, wir gingen schnell zum Du über, erzählte mir an dem Tag einige Geschichten aus seiner beruflichen Laufbahn bei der uniformierten Schutzpolizei und bei der Kriminalpolizei.

Seine Sprache war emotional, von Gesten unterstützt und ich hatte deutlich den Eindruck, er musste einfach loswerden, was er so erlebt hatte. Die vielen Informationen, die ich bei diesem ersten Treffen erhielt, überforderten mich und ich fragte ihn nach Aufzeichnungen über seine Arbeit. Die besaß er und er legte mir seine schriftlichen Unterlagen vor. Im Gegensatz zu seinem Erzählstil waren die Aufzeichnungen kurz gefasst und von der Sprache her erinnerten sie an die Protokolle, die Polizisten dienstlich erstellen.

„Kannst du das so formulieren, wie du deine Kriminalgeschichten geschrieben hast?“, wollte er wissen.

„Ich hoffe!“, war meine Antwort. Ich ahnte damals nicht, wie schwierig es sein würde, diese Notizen mit Leben zu erfüllen, herauszufinden, was Hans Reisky oder andere Leute vor langer Zeit gedacht, getan oder gefühlt haben.

Es bedurfte vieler Recherchen, um seine Geschichten authentisch werden zu lassen.

Dazu möchte ich ein Beispiel nennen.

Hans Reisky erzählt: „Ich bin öfter in dieser Diskothek gewesen ...“

Er sollte sich erinnern: Wie war damals die Stimmung in dieser Disco? War es voll oder war weniger los? Welche Musik wurde Anfang der Siebziger dort gespielt, welche Getränke waren ‚in‘ ...?“

Jede Kleinigkeit wollte ich wissen und oft war Hans Reisky selbst verwundert darüber, was er noch alles zu rekapitulieren vermochte.

Sehr wichtig waren ausführliche Gespräche über das, was er erzählen wollte und was er erzählen durfte. Die Namen von Tätern und Opfern, von Kolleginnen und Kollegen unterliegen dem Persönlichkeitsrecht und dürfen nicht veröffentlicht werden. Auch die tatsächlichen Tatorte zu nennen, ist nur erlaubt, wenn keine Rückschlüsse auf lebende oder verstorbene Personen gezogen werden können.

Bei Recherchen lässt sich allgemein sagen, was im Internet auf Seiten der Presse, der Polizei und anderer Institutionen zu finden ist, darf auch verwendet werden.

Bestimmte Ermittlungstaktiken der Polizei und genaue Informationen über die Arbeit von verdeckten Ermittlern der Kripo, des LKA und BKA unterliegen auch heute noch Geheimhaltungsvorschriften.

Es waren viele Sitzungen notwendig, um dieses Buch zu schreiben. Jedes neue Kapitel ging an Hans Reisky, der es durchlas und inhaltlich überprüfte. Anschließend überarbeitete ich das Geschriebene. Über jedes Treffen erstellte ich handschriftliche Notizen, die im Durchschnitt jeweils rund fünf bis sieben Textseiten ergaben.

Natürlich haben sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren die Organisationsstruktur der Bayerischen Polizei, ihre Ausrüstungen, Dienstfahrzeuge und Aufgaben geändert. Das Verhältnis der Bevölkerung zur Polizei, die Art der Straftaten und die Straftäter sind nicht mehr mit denen vor dreißig Jahren zu vergleichen. Das ergibt sich schon aus den Auswirkungen des Schengener Abkommens und den Migrationswellen in die Europäische Union, dem Wegfall der Bayerischen Grenzpolizei (die wieder aufgestellt werden soll) und den Änderungen der Aufgaben der Bundespolizei, um nur einige wenige Beispiele zu nennen.

Vorwort des Hans Reisky

Nach meiner Pensionierung erhielt ich ein Angebot, als Berater für eine Produktionsfirma tätig zu werden, die eine Filmserie über Polizeieinsätze für einen deutschen Privatsender drehen wollte. Ich fuhr mehrfach nach München Geiseltal und fand Gefallen an der Arbeit als Berater bei der Vorproduktion und den ersten Dreharbeiten. Dann wurden diese eingestellt, weil sich der Sender kurzfristig für eine andere Serie entschied.

Im Urlaub des gleichen Jahres lernten meine Frau und ich ein Paar aus Norddeutschland kennen. Die Bekannte arbeitete bei einem deutschen Privatsender. Als ich ihr von dem abrupten Ende meiner Bertätigkeit erzählte, meinte sie, das käme öfter vor.

„Schreib doch ein Buch über deine Erinnerungen als Polizist“, gab sie mir als Ratschlag mit auf den Rückweg nach Deutschland.

Die Idee ging mir nicht aus dem Kopf. Leider ist das Schreiben nicht meine Leidenschaft. Wenn ich im Dienst etwas schreiben musste, waren es Protokolle und Berichte. Und selbst diese Routinearbeit mochte ich nicht. Ich und ein Buch schreiben – das würde nichts werden, darüber war ich mir im Klaren.

An einem Morgen las ich einen Zeitungsartikel über Rolf Peter Sloet, einen ehemaligen Lehrer aus Würth, der ein Buch mit Kriminalgeschichten geschrieben hatte. Er wohnte gar nicht weit von mir entfernt und ich beschloss, ihn zu kontaktieren. Es war nicht schwierig, seine Telefonnummer herauszufinden, und ich rief ihn an. R. Sloet befand sich zu der Zeit auf einer Urlaubsreise und so meldete er sich eine Woche später bei mir.

Geduldig hörte er sich meine Geschichte an und wir beschlossen, uns zu treffen und unverbindlich über mein Projekt zu reden.

Schon bei der ersten Sitzung merkten wir, dass die Chemie zwischen uns stimmte, und wir kamen überein, das Projekt „Erinnerungen eines Regensburger Drogenfahnders“ anzugehen.

Es folgten viele Treffen, in der Regel einmal in der Woche, bis wir das vorliegende Buch im wahrsten Sinne des Wortes „erarbeitet“ hatten.

Als Sachbearbeiter bei der Kriminalpolizei bearbeitete ich viele Fälle in einem Jahr, teilweise alleine, oft auch zusammen mit anderen Kollegen. R. Sloet und ich haben eine Anzahl von ausgewählten Fällen aus dem Zeitraum von 1974 bis 1993 zusammengestellt.

Auch wenn es auf den ersten Blick so ausschauen mag: Drogenfahnder haben nichts mit James Bond 007 zu tun. Ihre Arbeit ist ganz anders, und das möchte ich anhand der ausgewählten Fälle in diesem Buch aufzeigen.

Sicherlich mögen sich bei der Wiedergabe meiner Erinnerungen Fehler eingeschlichen haben. Das erscheint verständlich, denn die meisten der geschilderten Fälle fanden vor fünfundzwanzig bis vierzig Jahren statt. Auch mag es vorkommen, dass Beteiligte die erzählten Geschehnisse teilweise anders in Erinnerung haben.

Für eventuelle Fehler möchte ich mich entschuldigen.

Mein Dank gilt Rolf Peter Sloet, der die Arbeit an diesem Buch immer mit Elan vorangetrieben hat. Auch ein herzliches „Vergelt’s Gott“ an die Familie Geier vom Gasthof Geier in Wörth, die uns immer ein ruhiges Nebenzimmer für unsere Arbeit bereitgestellt hat. Nicht vergessen möchte ich die Verlagsleitung und das Team von den Gietl-Verlagen. Ein herzliches Dankeschön nach Regenstauf.

H. Reisky, im März 2018

Vita des Hans Reisky

Geboren	1954 in Schwandorf
Schulabschluss	1971 mittlere Reife in Schwandorf
Polizeiausbildung	1. Dezember 1971 Bereitschaftspolizei Nürnberg 1. November 1972 Bereitschaftspolizei München 1. November 1973 Polizeischule Rothenburg ob der Tauber
Polizeidienst	1. August 1974 Uniformierte Stadtpolizei Nürnberg 1. August 1977 Versetzung nach Regensburg, Verkehrspolizei 1. August 1978 Regensburg PI 2, Streifendienst
Kriminalpolizei	1983 Versetzung zur Kriminalpolizei, Praktikum in allen Kommissariaten (außer Staatsschutz) 1984 Kriminalfachlehrgang mit Prüfung Endgültige Versetzung zur Kriminalpolizei ins K14 (Rauschgift) Beförderung zum Kriminalobermeister Arbeit als verdeckter Drogenfahnder 1. September 1991 Beförderung zum Kriminalhauptmeister September 1992 erfolgreiche Prüfung für den Aufstieg in den gehobenen Dienst 10. Februar 1993 schwerer Dienstunfall; mehrere Krankenhausaufenthalte und Reha-Maßnahmen 1995 als Kriminalhauptmeister wegen Dienstunfähigkeit in den vorzeitigen Ruhestand verabschiedet
Privat	1977 Heirat mit seiner ersten Frau; Scheidung 1982, Februar 1986 zweite Heirat Hans Reisky wohnt heute mit seiner zweiten Frau im Landkreis Straubing

Kindheit

Oft stellte man mir die gleichen Fragen: „Warum bist du zur Polizei gegangen?“ oder „Wolltest du schon immer Polizist werden?“

Den konkreten Entschluss, Polizist zu werden, fasste ich in der 10. Klasse der Realschule. Wie die meisten jungen Menschen musste ich mir Gedanken darüber machen, welchen Beruf ich nach der Schule erlernen wollte.

Wenn ich jedoch an meine Kindheit zurückdenke, entwickelte sich der Berufswunsch lange vorher, ohne dass es mir bewusst wurde. Vielmehr war meine Berufswahl das Ergebnis eines Prozesses, den ich erst viel später verstanden habe. Schon als Kind besaß ich ein ausgeprägtes Verlangen nach Sicherheit und Gerechtigkeit. Ich strebte nach Selbstständigkeit, war ehrgeizig, wenn es um sportliche Leistungen ging, und mochte es, gefordert zu werden. Ein zweiter Sieger zu sein, war für mich eine Niederlage.

Geprägt von den Erfahrungen meiner Kindheit und meinen charakterlichen Veranlagungen war es eine logische Konsequenz, mich für den Beruf des Polizisten zu entscheiden.

Geboren wurde ich 1954 in Schwandorf als das zweite von fünf Kindern. Mein Vater war Finanzbeamter im mittleren Dienst und meine Mutter eine gelernte Köchin, die aber in einer Fabrik oder als Putzfrau arbeitete, um zum Familieneinkommen beizutragen.

Mit dreien meiner Geschwister verstand ich mich gut, nur nicht mit meiner jüngsten Schwester. Der Grund lag im familiären Bereich und ich möchte nicht näher darauf eingehen.

Unser Vater war ein jähzorniger Mann, der uns Kinder, besonders mich, bei geringsten Vergehen und bei nichtigen Anlässen oft windelweich schlug.

Auch ist mir in Erinnerung geblieben, wie er mich schikanierte. Einmal trug mir mein Vater auf, ich solle einen Holzstoß aufschichten, was

für einen kleinen Jungen eine große Anstrengung bedeutete. Doch meinem Vater gefiel die Arbeit nicht.

„Das ist nicht ordentlich genug!“, schimpfte er und stieß den Holzstapel mehrfach um, bis ich ihn, nach seiner Meinung, *ordentlich* aufgestapelt hatte.

Unsere Mutter war genau das Gegenteil vom Vater. Sie liebte ihre Kinder und wir hörten nie böse Worte von ihr. Ganz im Gegenteil, wenn wir vom Vater geschlagen wurden, ging sie immer dazwischen und kassierte dafür regelmäßig selbst Prügel.

Anfangs wohnten wir zur Miete. Mit dem Hausbesitzer, einem Polizeibeamten, bekamen wir Probleme und so setzte sich meine Mutter in den Kopf, ein eigenes Haus zu besitzen. Meine Eltern kauften ein Grundstück in Schwandorf und versuchten, so viel Arbeit wie möglich selbst zu erledigen. Ich war damals zehn Jahre alt und musste beim Hausbau mithelfen. Selbst schwere körperliche Arbeiten, wie die Baugrube ausheben, Mörtel machen, Betonieren und Dachdecken, wurden von mir verlangt. Einmal bediente ich beim Dachdecken den Aufzug. Oben rutschte meinem Vater eine Eternitplatte aus der Hand und die schlug zehn Zentimeter neben mir auf dem Boden auf. Hätte sie mich getroffen, wäre ich tot gewesen. Er entschuldigte sich noch nicht einmal für seine Ungeschicklichkeit.

„Du musst besser aufpassen!“, war sein Kommentar. Das war typisch für ihn.

Damals entwickelte sich in mir eine Antipathie gegen handwerkliche Arbeiten. Diese verstärkte sich, als ich im Alter von vierzehn Jahren in den Ferien auf dem Bau arbeitete, damit ich mir ein Fahrrad kaufen konnte. In der Familie war das Geld knapp und mein Wunsch nach einem Fahrrad wurde mit „Verdien es dir selbst!“ beschieden.

Als Erwachsener wollte ich nie selbst ein Haus bauen und noch immer mag ich keine handwerklichen Arbeiten.

Eingeschult wurde ich bereits mit fünf Jahren. In der Klasse und beim Spielen war ich immer der Kleinste von allen. Meine geringe Körpergröße versuchte ich durch Einsatz, Mut und sportliche Leistungen auszugleichen. Oft prügelte ich mich mit anderen Jungen, um mich zu behaupten. Damals galt unter uns Kindern das Recht des Stärkeren. Wer gewann, wurde anerkannt, wer aufgab oder auf dem Boden lag, hatte verloren. Aber niemand kam jemals auf den Gedanken, einen Liegenden zu stiefeln. Heute ist das oft anders. Wenn jemand liegt, gehört es zum guten Ton, noch ein paar Mal kräftig auf oder gegen ihn zu treten.

Während eines Fußballspiels mit meinen Freunden nahm uns ein älterer Junge den Ball weg und ich, der Kleinste von allen, legte mich mit ihm an.

„Gib uns den Ball zurück!“, sagte ich und versuchte, ihm den Ball aus der Hand zu reißen. Doch der Junge war stärker und größer als ich und hielt ihn weiter fest.

Anfangs lachte der große Junge über meine Bemühungen, aber als ich nicht aufgab, wurde er wütend. Ich bekam einen Schlag und ging zu Boden. Die anderen halfen mir nicht und schauten nur zu. Das fand ich ungerecht und wurde sehr wütend darüber. Ich schwor mir, mich nie wieder verprügeln zu lassen.

Später schlug ich bei einer Auseinandersetzung einem größeren Jungen einen Zahn aus. Dessen Mutter kam zu uns nach Hause, um sich bei meinem Vater zu beschweren. Währenddessen versteckte ich mich unter meinem Bett, weil ich befürchtete, mal wieder verprügelt zu werden. Wider Erwarten bekam ich keine Schläge. Mein Vater war der Meinung, ich solle mir nichts gefallen lassen und dürfe mich wehren.

Meine Spielkameraden hatten jetzt Respekt vor mir, weil ich mich gegen einen älteren Jungen hatte durchsetzen können. Von da an ließen mich auch die Größeren in Ruhe, weil sie mitbekommen hatten, dass ich trotz meiner geringen Körpergröße gewandt und mutig war.

Einmal versetzte ich die anderen Jungen ins Staunen, als ich mit dem Bauch voraus vom Schuppen sprang, ohne mir bei der Landung wehzutun. Natürlich traute sich niemand, das nachzumachen.

Ich liebte es, im Wald umherzustreifen, beobachtete Tiere und war auf Abenteuer aus. An einem Nachmittag stand ich vor einem hohen Baum und schaute hinauf zu dessen Wipfel. Sicherlich hatte man von dort oben einen guten Ausblick. Bereits in Griffhöhe ragten Reste von abgebrochenen Ästen aus dem Stamm und ich überlegte mir, ob ich an denen hinaufklettern konnte. Von den dickeren Ästen aus würde es kein Problem sein, die Spitze des Baums zu erreichen. Ich kam ziemlich weit hoch, bis unter mir ein morscher Ast abbrach. Meine Hände rutschten von dem dünnen, biegsamen Ast ab, an dem ich mich festhielt, und schon ging es im freien Fall abwärts. Ich hatte an dem Tag mehr Glück als Verstand. Äste federten meinen Fall ab und ich landete auf Moospolstern, direkt neben einer dicken Wurzel des Baums, die gut zehn Zentimeter hoch aus dem Boden ragte. So kam ich mit ein paar Kratzern und blauen Flecken davon. Ich rappelte mich auf und lief heim. Natürlich habe ich weder meinen Eltern noch den Kameraden von dem Missgeschick erzählt. Schließlich wollte ich mich nicht auslachen lassen.

Vor einiger Zeit habe ich mir den Baum noch einmal angeschaut und mir wurde klar, wie leicht ich mir damals den Hals hätte brechen können.

Meine Schullaufbahn verlief problemlos. Nach sechs Jahren auf der Volksschule wechselte ich auf die Realschule, die ich mit der mittleren Reife abschloss. Rückblickend kann ich behaupten, ich war ein ordentlicher, unauffälliger Schüler, der seine Aufgaben erledigte und mit den meisten Lehrern gut auskam. Ich war kein Streber, aber das Lernen fiel mir leicht, sodass ich im Allgemeinen gute Noten erreichte. Meine Lieblingsfächer waren Erdkunde, Geschichte, Deutsch und natürlich Sport, während ich für Mathematik, Physik und Chemie nicht viel übrig hatte.

Die Sache mit der anstehenden Berufswahl löste mein Vater auf seine typisch autoritäre Art. Er verschaffte mir, ohne mich überhaupt zu fragen, eine Lehrstelle in einem Steuerbüro. Ich absolvierte dort ein Praktikum und es bestätigte sich, was ich schon vorher geahnt hatte: Der Beruf war nichts für mich!

Wenn ich mir vorstelle, ich hätte mein ganzes Arbeitsleben mit der Kontrolle von Zahlen verbracht, stellen sich mir noch heute die Härchen auf den Armen auf.

Ein damaliger Schulfreund erzählte mir, er habe sich bei der Polizei beworben und sei auch angenommen worden. Man verdiene schon in der Ausbildung fünfhundert DM und habe als Beamter einen sicheren Job und später eine gute Pension. Fünfhundert DM waren rund das Fünffache eines Lehrlingsgehalts. Das war ein starkes Argument. Ich informierte mich über die Aufnahmeprüfungen und bewarb mich für die Laufbahn im mittleren Polizeivollzugsdienst. Meine guten Zeugnisse und die sportlichen Leistungen trugen sicher ihren Teil dazu bei, dass man mich zur Aufnahmeprüfung nach Eichstätt einlud.

Schon während der Schulzeit hatte ich mit Judo begonnen und bereits einige Titel bei Wettkämpfen gewonnen. Die Prüfung im Fach Deutsch und den sportlichen Teil der Aufnahmeprüfung bestand ich mit als Bester. Fünfzehn Klimmzüge waren kein Problem für mich und beim 1000-Meter-Lauf war ich der Schnellste.

Erstaunlicherweise erfolgten keine negativen Reaktionen meines Vaters, als ich die Ausbildungsstelle beim Steuerberater ausschlug und bei der Polizei angenommen wurde. Ganz im Gegenteil, er schien stolz darauf zu sein, dass ich Polizist wurde. Natürlich spielten auch folgende Gedanken eine Rolle: Ich war aus dem Haus, ein Esser weniger saß am Tisch und über meinen finanziellen Unterhalt musste er sich keine Gedanken mehr machen. Außerdem fürchtete er um seine Autorität in der Familie, da ich nicht mehr bereit war, seine herrische Art und seine

Prügel zu akzeptieren. Und er wusste, dass ich ihm mittlerweile körperlich überlegen war.

So half meine Berufswahl uns beiden. Ich befreite mich von der Enge meines Elternhauses und stand auf eigenen Beinen, während mein Vater weiter seine Stellung als Familientyrann innehatte.

Nur meine Mutter machte sich große Sorgen um mich und gab mir eine Menge Ratschläge mit auf den Weg, als sie mich zum Bahnhof begleitete.

„Pass auf, mein Junge. Bleib brav!“, waren ihre letzten Worte zum Abschied.

Schließlich weinte sie, als ich mich von ihr verabschiedete und in den Zug nach Nürnberg stieg.

Vom Hauptbahnhof Nürnberg aus nahm ich die Straßenbahn und den letzten Rest des Weges musste ich laufen. Ich kann mich noch gut an den kalten, regnerischen, letzten Tag im November erinnern, als ich mit meinem kleinen, einfachen Koffer die Ansammlung von Baracken erreichte, in denen wir untergebracht wurden. In diesem Moment wäre ich am liebsten sofort wieder umgekehrt und bekam plötzlich Sehnsucht nach meiner Mutter. Ich blieb stehen, atmete ein paar Mal tief durch und vergewisserte mich, dass mich keiner beobachtete. Niemand war zu sehen.

„Da musst du durch!“, dachte ich mir und marschierte entschlossen auf das Tor zu. Dort zeigte ich das Einberufungsschreiben zur Ausbildung vor und mir wurde gesagt, in welcher der Baracken mein Zimmer lag.

Ausbildung bei der Polizei

Am 1. Dezember 1971 begann meine Ausbildung bei einer Hundertschaft der Bereitschaftspolizei in Nürnberg.

Der erste Eindruck war wenig verheißungsvoll. Keiner der jungen Polizeianwärter hatte sich vorstellen können, in Baracken untergebracht zu werden. Wir hausten zu dritt in engen, abgewohnten Räumen. Mit meinen beiden Zimmerkameraden freundete ich mich schnell an und wir kamen gut miteinander aus. Die beiden waren nun meine neue „Familie“ und schon nach wenigen Tagen verspürte ich kein Heimweh mehr nach Schwandorf. Zumindest hätte ich das nie zugegeben. Später erfuhr ich, dass es den meisten Kameraden ähnlich erging.

Unsere Ausbildung ähnelte anfangs der Grundausbildung bei der Bundeswehr. Wir lernten strammzustehen, in der Formation zu marschieren und mussten unsere Vorgesetzten militärisch grüßen. Wir trugen Stahlhelme beim Marschieren und bei der Waffenausbildung. Den scharfen Schuss übten wir mit dem Sturmgewehr G1, der MP5 und der 9-mm-Dienstpistole; auch das Werfen mit scharfen Handgranaten stand auf dem Stundenplan. Einmal durfte ich sogar mit einem Scharfschützengewehr, dem neuen G3, schießen und ich war erstaunt über die Präzision der Waffe. Alle Treffer auf der Scheibe lagen im Bereich von der Größe eines 5-DM-Stücks.

Ein wichtiger Teil der Grundausbildung bestand aus Sport. Besonders gute sportliche Leistungen wurden mit Dienstbefreiung belohnt. Zwei Kollegen und ich erreichten das Bayerische Sportabzeichen in Gold und wir durften uns über zwei Tage Sonderurlaub freuen.

Grundsätzlich erhielten wir bei weit überdurchschnittlichen Leistungen Dienstbefreiungen. Bei einer Überprüfung des Ausbildungsstandes durch Vorgesetzte demonstrierten mein Stubenkollege und ich, wie man einen Einbrecher festnimmt, der gerade versucht, ein Munitions-

depot aufzubrechen. Die Vorführung gelang uns so gut, dass wir mit einem Tag Sonderurlaub belohnt wurden.

Den ersten Ausbildungsabschnitt beendete ich mit guten Ergebnissen. Von Nürnberg aus wurde ich zur Bereitschaftspolizei nach München versetzt. Am Ende des zweiten Ausbildungsabschnitts erreichte ich bei den Vorprüfungen Platz zwei in meiner Abteilung.

Der letzte Abschnitt der Ausbildung fand auf der Polizeischule in Rothenburg ob der Tauber statt. Die Abschlussprüfung der Polizeischule bestand ich mit einem ordentlichen Ergebnis und war unter den besten zehn Prozent von rund sechshundertfünfzig Teilnehmern des Prüfungsjahrgangs. Als frisch beförderter Hauptwachtmeister trat ich zum 1. August 1974 bei der uniformierten Stadtpolizei Nürnberg meinen Dienst an.

Die meisten Kollegen mussten ihre ersten Dienstjahre in München ableisten und ich war froh darüber, eine Stelle in Nürnberg erhalten zu haben. Für junge Polizisten in den unteren Gehaltsgruppen war München ein sehr teures Pflaster und sie konnten sich dort nur unter großen finanziellen Anstrengungen eine eigene Wohnung leisten.

Die Dienstzeit in Nürnberg empfand ich als sehr lehrreich. Die Kollegen, mit denen ich auf Streife fuhr, waren in der Regel nur wenige Jahre älter als ich und mit ihnen kam ich gut aus. Von ihnen lernte ich die tagtägliche Arbeit und die typischen Einsätze der uniformierten Polizei kennen. Dazu zählten die Verkehrsüberwachung, die Festnahme von Straftätern, die Absicherung von Unfallorten und die Schlichtung von familiären Streitigkeiten und Schlägereien, die oft an Feiertagen ausbrachen.

Sehr bald stellte ich fest, dass sich die Ausbildung und die Praxis im Polizeidienst doch sehr unterschieden. Ich habe weder in Nürnberg noch an späteren Dienstorten Handgranaten geworfen und nicht mit dem Sturmgewehr G1 geschossen. Auch trugen wir keine Stahlhelme,

marschierten nicht in Reih und Glied und mussten unsere Dienstvorgesetzten nicht militärisch grüßen.

Eine komprimierte theoretische Ausbildung auf der Polizeischule und mehr Praktika während der Ausbildung hätten uns junge Polizisten viel besser auf das vorbereitet, was uns im täglichen Schichtdienst erwartete.

Zum Beispiel bereitete man uns in keiner Weise darauf vor, wie man sich bei Konflikten mit Vorgesetzten verhielt. Einer unserer Wachleiter war Alkoholiker und trank auch während des Dienstes, was mir gar nicht behagte. Der Kollege fuhr alkoholisiert zu Kontrollen hinaus und nahm Autofahrern den Führerschein ab, wenn sie etwas getrunken hatten. Das war für mich eine untragbare Situation. Nach meinem Empfinden musste man als Polizist im Dienst Vorbild für andere sein.

Eines Morgens vermochte der Vorgesetzte kaum zu sprechen, weil er so betrunken war. Ich habe dann meinen Wagen einfach vor seinem geparkt, damit er nicht wegfahren konnte. Daraufhin ließ er mich über Lautsprecher ausrufen und ordnete an, dass ich sofort mein Fahrzeug wegzufahren habe. Er fuhr im Vollrausch nach Hause. Jeder schaute zur Seite und niemand unternahm etwas gegen ihn. Hätte ich mich dazu geäußert oder sogar versucht, ihm den Führerschein abzunehmen, wäre ich in der Dienstgruppe unten durch gewesen. Nestbeschmutzer sind bei der Polizei nicht gern gesehen.

Wie heißt es so schön: Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus. Und das galt auch für das Fahren unter Alkoholeinfluss.

Erste Erfahrungen

Wenn wir zu Einsätzen geschickt wurden, war ich als Neuling immer bestrebt, meine Arbeit hundertprozentig zu erledigen, auch um bei meinen Kollegen einen guten Eindruck zu hinterlassen. Besonders ältere Beamte waren dankbar dafür, wenn ich trotz heftiger Gegenwehr einen Straftäter überwältigen und ihm die Handschellen anlegen konnte. Sie mussten sich nicht körperlich anstrengen und vermieden es, verletzt zu werden.

An einem warmen Sommernachmittag fuhr ich mit einem Kollegen Streife. Die Leute gingen in luftiger, bequemer Sommerkleidung spazieren, saßen vor Cafés in der Sonne und genossen Eis oder kühle Getränke, während wir in unserer dicken, unbequemen Uniform in einem aufgeheizten Dienstfahrzeug saßen, dessen „Klimaanlage“ aus den Optionen „Scheibe rauf“ oder „Scheibe runter“ bestand.

Wir befuhren langsam eine der größeren Durchgangsstraßen in unserem Revierbereich und ließen unsere Blicke schweifen. Eins hatte ich von den Kollegen schnell gelernt: Suche nach etwas Ungewöhnlichem oder nach altbekannten Gesichtern. Leute, die meinten, etwas zu verbergen zu haben, reagierten oft ähnlich, wenn sie einen Polizeiwagen erblickten: Sie drehten sich um, damit man ihr Gesicht nicht sah, versuchten in Hauseingängen oder Hofeinfahrten zu verschwinden oder gingen zurück in das Lokal, welches sie gerade verlassen hatten. Auch interessierten wir uns für Autos mit auswärtigen Nummernschildern, die vor einschlägigen Etablissements oder zwielfichtigen Kneipen parkten und in denen auffällig unauffällig Männer saßen. Bestimmte Verhaltensweisen waren immer ein Alarmsignal für uns: Jemand versuchte, sich aus dem Staub zu machen, und rannte los, wenn er uns sah.

An dem Tag gab der Fahrer eines Autos beim Anblick unseres Streifenwagens Vollgas, verstieß gegen alle Regeln der Straßenverkehrsordnung und überfuhr mehrere rote Ampeln.

Wir schalteten Sirene und Blaulicht an und fuhren hinterher. Der Wagen des Verkehrssünders war deutlich schneller als unser VW-Bus und wir verloren ihn schnell aus den Augen. Wir informierten die Zentrale und baten um Unterstützung. Kurz darauf erwischten Kollegen aus einem Nachbarrevier den Flüchtenden und verhafteten ihn. Es handelte sich um einen mit Haftbefehl gesuchten Zuhälter.

Unsere Fahrzeuge waren zwar nicht die schnellsten, aber wir hatten Funk und konnten über die Einsatzzentrale Kollegen anderer Dienststellen um Hilfe bitten. In der Regel nahmen mehrere Streifenwagen die Verfolgung auf und die Flucht war schnell zu Ende.

Bekanntermaßen sind viele Hunde des Hasen Tod.

An einem frühen Morgen im Sommer, es war noch dunkel, soweit ich mich erinnere gegen 04.00 Uhr, fiel uns ein Moped auf, auf dem zwei junge Männer saßen. Im gleichen Augenblick bemerkten sie uns und der Fahrer versuchte zu flüchten. Er beschleunigte und bog, ohne den Blinker zu setzen, in eine Nebenstraße ein. Das erschien uns mehr als verdächtig!

„Die sollten wir kontrollieren!“, meinte mein Kollege, schaltete Blaulicht und Sirene ein und startete die Verfolgung.

Wir kannten das Viertel: eine ruhige Wohngegend mit Vorgärten, Busch- und Baumbestand und Hecken, die die Grundstücke begrenzten.

Schon nach einhundert Metern hatten wir sie eingeholt und zwangen sie zum Abbremsen. Der Fahrer ließ das Moped fallen und beide Männer liefen los, während ich aus dem Einsatzfahrzeug sprang. Einen erwischte ich sofort, weil er über die Bordsteinkante stolperte. Ich drückte ihn zu Boden und übergab den Mann meinem Kollegen, der hinzugeeilt kam. Der legte ihm Handschellen an und verfrachtete ihn in unser Dienstfahrzeug. Währenddessen nahm ich die Verfolgung des zweiten Flüchtigen auf. Als der merkte, dass ich deutlich schneller laufen konnte als er, machte er eine Art Kopfsprung über eine Hecke und wollte wohl versu-

chen, zwischen den Häusern zu verschwinden. Ich hechtete hinterher und landete verdammt hart. Hinter der Hecke befand sich kein Rasen, sondern die Zufahrt zu einer Tiefgarage und ich fiel rund fünf Meter tief. Zwar gelang es mir noch, mich abzurollen, das übt man im Kampfsport hunderte Male, aber erst einmal wurde ich ohnmächtig.

Als ich wieder aufwachte, lag ich neben dem jungen Mann, der aus einer starken Kopfwunde blutete und unter dessen Kopf sich schnell eine Blutlache ausbreitete. Ich rappelte mich trotz der Schmerzen hoch und rief meinem Kollegen zu, er solle den Notarzt verständigen. Weil bei dem Mann eine schwere Kopfverletzung vorlag, wurde ein Rettungshubschrauber angefordert, der ganz in der Nähe landen konnte. Die schnelle Notversorgung nützte jedoch nichts. Noch auf dem Weg ins Krankenhaus verstarb der junge Mann an den Folgen der schweren Kopfverletzung.

Später erfuhren wir, die beiden hatten einen Einbruch verübt und angenommen, wir hätten davon gewusst und nach ihnen gesucht.

In der Jackentasche des Verunglückten fand man eine Flasche Rum, die, so makaber es erschien, den Sprung über die Hecke und den Aufschlag auf dem betonierten Boden unbeschädigt überstanden hatte.

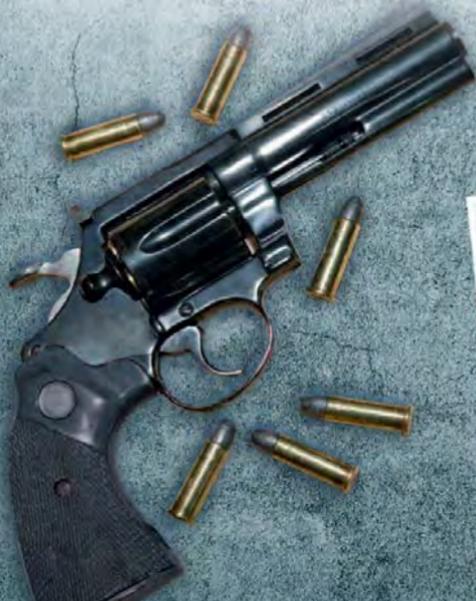
Ich erlitt starke Prellungen an meiner linken Körperseite. Der Arzt wollte mich ins Krankenhaus einweisen, doch ich zog es vor, zuhause zu bleiben. Insgesamt sechs Wochen wurde ich krankgeschrieben und meine linke Körperseite zierte ein riesiger Bluterguss, der alle Farben von Dunkelrot über Violett bis Gelb durchmachte.

Der Vorfall war einer Nürnberger Zeitung die Schlagzeile auf der ersten Seite wert. Ein Bild von mir wurde gedruckt und ganz Nürnberg kannte mich und meine Geschichte.

Von einigen Kollegen musste ich mir Spott gefallen lassen. Sie ließen mich wissen, ich solle nicht jedem Einbrecher auf Biegen und Brechen hinterherlaufen und viel vorsichtiger sein. Ihre Haltung erschien mir im ersten Moment befremdlich, aber ich lernte daraus und handelte in Zukunft bei Einsätzen überlegter.

Spektakuläre Rauschgiftfunde, die Verhaftung von bewaffneten Dealern, die Sicherstellung von zwanzig Kilogramm Plastiksprengstoff an einem Autohof nahe der A3.

Aber auch gute Kontakte zur Oberpfälzer Rauschgiftszene und wichtige Informationen von V-Leuten – das war der Alltag des Regensburger Drogenfahnders und verdeckten Ermittlers Hans Reisky. Der gebürtige Schwandorfer kam 1971 zur Polizei, wechselte zur Kriminalpolizei und arbeitete ab 1984 als Rauschgiftfahnder und verdeckter Ermittler im K14, dem Kommissariat für Rauschgiftdelikte. Seine Erinnerungen beschreiben die dunklen Seiten Regensburgs und der Oberpfalz, die den meisten Bürgern verborgen bleiben.



Heimat
battenberg
gietl verlag



BUCHVERLAG

ist eine Marke der
Battenberg Gietl Verlag GmbH



14,90 € [D]